



Laibacher Wochenblatt.

Zum Nutzen und Vergnügen.

Als Zugabe zur Edel von Kleinmayerschen Laibacher Zeitung.

Warum sind die Bräute in neuern Zeiten bey den Deutschen wohlfeiler geworden?

Eine historische Untersuchung.

Wenn man die Geschichte der Deutschen kennt, so kann man nicht läugnen, daß eine Braut bey unsern alten Vorfahren viel höher im Preise gestanden als heut zu Tage. Wir wollen die Grundursachen dieser Dekadenz aus den reinen Quellen der Geschichte in Kürze auf das allerernsthafteste ergründen und um uns von allem Verdacht einer spöttischen Anzüglichkeit ganz frey zu machen, diese kurze Abhandlung überall mit Citaten und Dokumenten belegen.

Eine Braut bey den alten Deutschen mußte gekauft werden, und dieß zwar im strengen und eigentlichen Verstande. Noch in spätern Zeiten des Mittelalters brauchte man das Wort *Kaufen* für *heirathen* *). Als aber in neuern Zeiten sich das Blatt wandte, und es gebräuchlicher wurde, daß die Braut den Bräutigam kaufte, so verschwand auch Anstands halber diese Bedeutung des Wortes: Kaufen aus dem

Sprachgebrauche. Der Kaufpreis einer Frau hatte bey den verschiedenen deutschen Völkern verschiedene Benennungen. Die Franken kauften sich eine Frau für den *sacrum denarium*. Bey den Gothen, Burgundern, Sachsen, und andern deutschen Völkern wurde dieses Kaufgeld *Wittemon* genennet. Außerdem mußte der Bräutigam seiner Braut einen Brautschaz versichern, welchen man *Widem*, *Witum*, (*Dos germanica*) nannte, und der oft sehr ansehnlich war. Endlich mußte er nach der Brautnacht erst noch die Morgengabe (*pretium virginittatis*) bezahlen, die alle Mahl auch ein Erkleliches betrug. Was brachte dem Bräutigam dagegen die Braut zu? Außer ihrer Kleidung und einigem Geräthe nichts — höchstens manch Mahl einen Spieß, ein Schwert, oder irgend eine solche Kleinigkeit die man für nichts rechnen konnte. *)

Es bedarf keines Beweises, daß diese Sitte unserer Vordäter sich ganz verloren, und daß vielmehr das Gegentheil davon Mode geworden seye. Man kauft jetzt die Braut selten, und wenn dieß geschieht, so ist der Kaufschilling nicht im Verhältnisse mit dem Werthe des Erkauften. Der Bräutigam verschreibt selten einen Brautschaz, am allerwenigsten wenn die Braut selbst keinen mitbringt. Am meisten verliert sich

*) So heißt es z. B. im Chron. Limburg. ad a 1354 S. 57. „Die eine Tochter des Grafen Johann von Nassau Johanna kaufte Ländgraf Herrmann zu Hessen, die andere Tochter kaufte ein Herr von Henneberg in Sachsenlande.

*) Gndling in Dissert. de emt. vx. Dote et Morgeng. S. 6, et. 15.

die Morgengabe; doch wenn wir der Bedeutung derselben nachdenken, so dürfen wir uns am allerwenigsten darüber verwundern, denn in unsern Zeiten wäre sie ja ohnehin in manchen Fällen ein übel angebrachtes Geschenk.

Wenn uns nun schon die heutige Wohlfeilheit der Bräute in Verwunderung² setzt, wie viel mehr müssen wir erstaunen, wenn wir sehen, daß sogar im ganz verkehrten Verhältnisse Bräute sich den Bräutigam mit schwerem Gelde erkaufen müssen, wenn sie nicht auf dem Markte bleiben wollen. Da diese Sache an sich ihre unbestreitbare Nichtigkeit hat, so fragt man billig nach den Ursachen dieser traurigen Dekadenz des schönen Geschlechtes. Warum sind wir Deutsche von den Gebräuchen unserer Vorfahren soweit abgewichen, und warum ist das Frauengeschlecht im Preise so sehr gefallen? Wenn man von der ungewöhnlichen Wohlfeilheit einer Sache spricht, so geräth man sonst vor allem auf die natürlichste Vermuthung, daß sich die Qualität der Waare verändert haben müsse — allein ist das schöne Geschlecht etwa heut zu Tage minder lebenswürdig, und unserer Verehrung werth, als es zur Zeit der alten Deutschen war? Es würde frevelhafte Verwegenheit seyn dieß zu behaupten. Zwar machen die römischen Geschichtschreiber, denen man doch bekanntlich Geschmack und Beurtheilung nicht absprechen kann, eine sehr vortheilhafte Schilderung von den deutschen Frauen damahliger Zeit. Sie nannten sie nicht nur schön, reizend, Ehrfurcht gebietend, sie schilderten sie auch als unverbrüchlich treu, unverlegbar keusch, unermüdet arbeitsam, immerdar bescheidenfreundlich und sittsam-gesällig; kurz sie schreiben ihnen alle Tugenden zu, die nur das Weib als Mädchen, Gattin, und Mutter zieren können. Diese genannten Eigenschaften sind nun freylich solche schön klingende Worte, die nebst vielen andern heut zu Tage ziemlich außer Mode gekommen, und man könnte leicht eine boshafte Anspielung auf die Qualität wie vorhin gesagt wurde, machen, allein wir sind von einer so ungebührlichen Meinung weit entfernt. Mögen die römischen Geschichtschreiber sagen, was sie wollen, wir können uns nicht überzeugen, daß vor anderthalb 1000 Jahren, wo man unsere Vorfahren nicht ganz mit Unrecht für Barbaren hielt, die deutschen Damen in Bärenfellen, und Wolfs-

pelzen besser gewesen seyn sollen, als unsere lieben Zeitgenossinnen in Flor und Seide und all den lustigen Nebelgewändern nach griechischem Schnitt! — Endlich ist es ja auch keine sichere Folge, daß eine Sache schlechter geworden ist, wenn sie im Preise fällt, und daß sie besser sey, wenn sie theurer wird. Wir wollen daher versuchen, ob wir andere wahrscheinliche Ursachen dieses veränderten Preises in den Geschichten unsers Vaterlandes antreffen können.

Wir wissen aus des Tacitus Beschreibung der Sitten der Deutschen, daß damahls eine deutsche Braut keinen Brautschatz mitgebracht habe; bey den Römern, welche Tacitus hierin den Römern entgegen setzt war das Gegentheil Mode, und man hielt es bey ihnen ungesähr so wie es jezo in Deutschland gehalten wird. Man kömmt hiervon ganz natürlich auf den Einfall; vielleicht hat der alte Umgang der Deutschen mit den Römern diese Gewohnheit bey uns eingeföhret. Allein diese Muthmassung verliert sehr viel von ihrer Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß die alten Deutschen allezeit einen Abscheu vor den weiblichen Sitten der Römer hatten, welche ihre beständige Feinde waren. So ist auch bey den Franken, und sogar in den Provinzen, wo sie schon an die römischen Gesetze ziemlich gewöhnt waren, gleichwohl noch die alte deutsche Gewohnheit, daß nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann seiner Frau den Brautschatz zubringen mußte, sehr lange bey behalten worden^{*)}. Eben so ist es bey den Alemanniern, Burgundiern, Sachsen, Baiern etc.^{**)} und andern deutschen Völkern lange nach dem Verfall der römischen Republik geblieben.

Erst im 12ten Jahrhundert sind die Bräute bey den Deutschen merklich in Abschlag gekommen, und man hat angefangen einen Brautschatz bey ihnen zu suchen. Was sind aber um diese Zeit in Deutschland für merckliche Veränderungen vorgegangen, welche den weiblichen Brautschatz einföhren konnten?

Da wir in der Einleitung zu dieser historischen Untersuchung etwas zu weitläufig gewor-

*) Mabillon ved. analect. tomus IV. p. 234

***) Goldast. script. rerum Alem. tomus 2. pag. 28.

den, so ist es hier der schicklichste Ort abzubre-
den, und die Entwicklung der eigentlichen Ur-
sachen auf unser künftiges Wochenblatt vorzu-
behalten, in welchem
die Fortsetzung folgt.

Der ägyptische Diebstahl, und der muth- willige Bankerott.

Eine historische Glosse.

Die verschiedenen Sitten, Gewohnheiten und Meinungen, die Begriffe von Schönheit, Vergnügen, und Geschmack der verschiedenen Nationen des Erdballs bieten dem Menschenbeobachter ein wunderbar buntes Gemälde dar, welches ihn seines abentheuerlich ausschweifend grellen Contrastes wegen, ungefähr wie eine Phantasie von Breugel ergötzt. Ernsthafter beschäftigt ihn aber die Vergleichung der moralischen Begriffe die bey verschiedenen Völkern, und zu verschiedenen Zeiten so widersprechend waren, und noch sind. Die Erfahrungen aller Reisenden, und die Übereinstimmungen aller Geschichtschreiber bestätigen es, daß jede Nation ihren eigenen Character, ihre Tugenden und Laster hat, daß jedes Volk nicht nur gewisse ihm eigene Thorheiten, sondern auch gewisse Maximen bekennet, die auf das moralische Verhalten der Menschen einen großen Einfluß haben, und bey diesem für Tugenden, bey dem andern für Laster, oder Unsinn gehalten werden, Maximen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen und öfters nichts anders als mit dem Untergange einer Nation verschwinden. — Was soll man z. B. von den alten Ägyptern denken, einem Volke, das so treffliche Gesetze, und so feine Sitten hatte, wenn man liest, daß bey denselben der Diebstahl nicht wie bey den Spartanern nur connivirt, sondern sogar den Gesetzen nach erlaubt gewesen seye?

Wenn ein Ägyptier stehlen wollte, so ließ er seinen Namen in ein öffentliches Buch schreiben, und deponirte nachher alles, was er gestohlen hatte, an einem gewissen bestimmten Ort, der unter öffentlicher Aufsicht war. Bemerkten nun die Bestohlenen binnen gewisser Zeit den Abgang ihres Eigenthums, so wendeten sie sich schriftlich an die hiezu verordnete Obrigkeit, und ersuchten um die Wiedererstattung. Sie mußten aber in ihrer Schrift genau bestimmen,

wann wie viel, und was ihnen gestohlen worden. — Wurde dann von der Diebstahlscommission die Angabe richtig befunden, so bekamen sie das Ihrige, doch nach Abzug des vierten Theils, welcher als eine verdiente Belohnung für die Bemühung, und bewiesene Geschicklichkeit dem Dieben zuerkannt wurde.

Hieß das nicht auf eine so regelmässige Art, und mit so vieler Billigkeit stehlen, daß man es dem Gesetze verzeihen kann, wenn es eine an sich unerlaubte Handlung tollerirte, um den eigentlichen Raub zu verhüten, und die Bürger wachsam auf ihr Eigenthum zu erhalten? Ist es wohl schlimmer, als wenn man heut zu Tage von jeder Seite, unter jedem Vorwande, und unter den ehrlichsten Titeln den Leuten das Ihrige nimmt, so daß sie gesetzmässig nicht einmal ein Wort dagegen einwenden dürfen? Und ist der alt ägyptische Diebstahl nicht hundert Mal besser, als der neu europäische Bankerott? Wenn der Ägyptier sich resolvirte zu stehlen, so ließ er sich in ein öffentliches Buch einschreiben? Was that wohl der muthwillige Bankerottmacher, wenn er sich entschließt, ehrlichen Leuten das sauer erworbene Vermögen auf einmal zu rauben, und ganze Familien ins Elend zu stürzen? Wenn er graug gestohlen, so meldet er den Diebstahl zwar auch wie der Ägyptier der Obrigkeit, aber deponirt er auch den Raub, und begnügt er sich mit dem vierten Theile desselben? Wahrhaftig! so billig wie bey dem ägyptischen Diebstahle wird in dem heutigen Europa nicht bey dem muthwilligen Bankerotte zu Werke gegangen; wäre es daher nicht zu wünschen, daß diese neu europäische Räuberey ganz abgeschafft, und dafür der alt ägyptische Diebstahl eingeführt werden könnte?

Neuester Modebericht.

Nie hat die Pariser Modewelt mit so ungeduldigem Verlangen dem kommenden Winter entgegen gesehen — wann hatte sie auch jemals eine so herrliche Gelegenheit ihren schönsten Triumph zu feyern? Die Kaiserkrönung wird nicht nur in den Annalen Frankreichs, sie wird auch in den Annalen der Mode ewig unvergessenlich fortleben, und nach Jahrhunderten werden vielleicht Antiquare sich bemühen, ihren Zeige-

lassen die unerreichbare Pracht, und den alles überstrahlenden Glanz der Höhe zu schildern, auf welchen sich die Mode im Zeitalter Napoleons geschwungen. Es ist außerordentlich, welche Vorkehrungen die Pariserinnen treffen, den Winter mit einem Luxus und einer Pracht zu empfangen die fast unerhört ist. Verschwendend und ausschweifend ist die Vorliebe für Stickeren auf Damen, und Herrenkleidung. — Indessen wollen wir den jetzigen Moment der Mode eines Blickes würdigen, denn was der morgige Tag bringen werde, ist dem profanen Auge zu durchschauen nicht vergönnt, und jedem Sterblichen, nur allein dem Schöpfungsgeiste der Modehändlerin kein Räthsel. — Bereits hat in Paris eine empfindliche Kälte angefangen den nahen Winter zu verkünden. Und was brachte dieser Wechsel der Jahreszeit für eine Erscheinung in der Modewelt mit sich? Daß an einem Tage alle Pelegrinen und Cravatten verschwanden, und daß die Damen, welche den Sommer über Hals und Brust bis an das Kinn sorgfältig bedeckt trugen, nun wieder Brust, Hals und Nacken zur Schau stellen. Sehr natürlich, denn wie könnte die Mode dasjenige schön finden, was zu einem nützlichen Zwecke dient? Behüte! nur das Wiederfännige ist das ästhetische Princip der Mode. Dieses gebiethet den Damen, lieber halb zu erfrieren, und ihre weiße Haut von dem gar nicht reizenden Blau des Frostes färben zu lassen, als ihren Körper mit einer Hülle zu bekleiden, die — nicht etwa die Sittsamkeit, denn diese kommt längst nicht mehr in Betracht, sondern die Natur, und der Wechsel der Jahreszeit fordert, eine Hülle die noch vor kurzer Zeit nur darum beliebt wurde, weil sie die Natur des Sommers zwar nicht unnatürlich machte, aber doch nicht forderte. So kann man sagen, die eleganten Damen tragen der Hitze des Sommers, und der Kälte des Winters, aber nicht nur dieß, wir werden auch sehen, daß sie dem Katharr, Stickschusten, und allen rheumatischen Übeln, um der lieben Mode willen, trogen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas Theatralisches.

Ein Beyspiel, wie weit es mit der dramatischen Stümperen in unseren Zeiten gekommen sey, und wie wenig eine Theaterdirection ih

Publikum achte, wenn sie sich eines lockenden Titels wegen mit den jämmerlichen Mißgeburten leichter Köpfe behilft, giebt uns die Gräzer Bühne, auf welcher am Nahmensfeste Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Karl ein Stück von einem gewissen Herrn Schilbach in Wien unter dem Titel die Denkmünze aufgeführt wurde, worüber das allgemeine Zeitungsblatt für Innerösterreich daselbst folgende Rezension enthält. „Wie konnte es der Verfasser doch wagen, dieses jämmerliche Epitafielwerk ein Nationalgemälde zu nennen! Ein elendes armseliges Geplacke ist es, und die Muse des Verfassers eine eben so geschmacklose als leichtfertige Bierhausdirne, die durch pöbelhafte Joten den gröberen Sinnen schmeicheln will, weil sie auf die feineren Sinne und die edleren Empfindungen nicht zu wirken versteht.“

„Der General soll einen tapferen Krieger mit einer Ehrenmünze belohnen; das Söhnchen des Generals erhascht dieselbe; diesem entreißt sie wieder der Hund des Hauses, und läuft damit davon. Nun kommt der Hofmeister in Verdacht die Münze entwendet zu haben, und er wird aus gekränktem Ehrgefühl Soldat. Bald darauf fällt der Verdacht auf den Tanzmeister, und auch dieser wird Soldat. Endlich geschieht die schöne Entwicklung, und der Hund als Delinquent wird selbst auf die Bühne gebracht!!! Doch genug von einer Ungereimtheit, die zwar immer eine widrige Erscheinung auf unserer Bühne gewesen wäre, es aber um so mehr noch an diesem festlichen Tage war, wo durch eine so geschmacklose Wahl die Ausbrüche der patriotischen Gefühle für den großen und erhabenen Rahmensträger so unangenehm gestört wurden.“

Wenn es auch nicht hierher paßt, es ist ein treffliches Wort, das Jean Paul in seiner Vorlesung der Ästhetik sagt: Am ehesten tritt die Geistlosigkeit im Komischen vor. Im Epos, im Trauerspiel versteckt sich wenigstens oft die Kleinheit des Dichters hinter die Höhe seines Stoffs, da große Gegenstände schon sogar in der Wirklichkeit den Zuschauer anregen — daher Jünglinge gern mit Italien, Griechenland, Ermordungen, Helden, Unsterblichkeit, fürchterlichen Jammer u. dgl. anfangen, wie Schauspieler mit Tyrannen. Aber im Komischen entblößet die Niedrigkeit des Stoffs den ganzen Zwerg von Dichter, wenn er einer ist.